

Methodenwissen als instrumentelle und kritische Kompetenz

Rölke, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rölke, P. (2007). Methodenwissen als instrumentelle und kritische Kompetenz. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 30(2), 223-241. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-38918>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Methodenwissen als instrumentelle und kritische Kompetenz

Peter Rölke

Vormerkungen über den Entstehungshintergrund des Beitrags

Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag über einige allgemeine Grundzüge empirischer Forschungsmethoden, den der Verfasser innerhalb einer Vortragsreihe gehalten hat, deren programmatische Ausrichtung auf eine „allgemein verständliche fachliche Erstorientierung für Neuimmatriulierte“¹ zielt. Die sprachliche Diktion des Beitrags lehnt sich an das Vortragsmanuskript an, das allerdings in einer nunmehr überarbeiteten Fassung vorgelegt wird. Gleichwohl dürfte der ursprüngliche Vortragscharakter an verschiedenen Stellen des Textes durchscheinen. Das wird nicht als ein Nachteil angesehen. Denn auf diese Weise lässt sich möglicherweise auf authentischerer Basis als bei einem „klassischen“ wissenschaftlichen Aufsatz nachvollziehen, inwieweit die Vorgehensweisen und Argumente des Autors bei seinen Bemühungen, einem fachlichen Laienpublikum einige grundlegende Probleme zur Entwicklung, Bedeutung und Verwendung empirischer Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften nahezubringen, zielführend sind.

1. Inhaltliche Erwartungsabstimmung

Was erwartet man von einer „fachlichen Erstorientierung für Neuimmatriulierte“ sozialwissenschaftlicher Studiengänge? Es liegt nahe, in erster Linie an ein inhaltlich ausgerichtetes Thema zu denken, z. B. mit einem Überblick über die Grundzüge der Sozialstruktur der Bundesrepublik Deutschland zu beginnen. Die Wahl eines methodisch akzentuierten Themas scheint hingegen im vorliegenden Zusammenhang nicht unbedingt auf der Hand zu liegen. Daher mag ein Hinweis auf die Hintergründe der Themenwahl durchaus sachdienlich sein.

Im Curriculum sozialwissenschaftlicher Studiengänge sind bestimmte Schwerpunktbereiche festgelegt, deren erfolgreiche Absolvierung von den Studierenden verpflichtend abgefordert wird. Das Pensum der zugehörigen Lehrveranstaltungen und ihre inhaltlichen Anforderungen sind in der Regel auf die herausgehobene Bedeutung solcher Schwerpunktbereiche zugeschnitten. Das wird nicht zuletzt in Bezeichnungen wie „Kernkompetenzen“ oder „Schlüsselqualifikationen“ (Kromrey 2007) deutlich, deren sprachliche Symbolik das Gewicht solcher Bereiche unterstreicht. Die Kenntnis von Methoden der empirischen Sozialforschung (einschließlich ihrer statistischen Grundlagen und Anwendungen) gehört

1 Es handelt sich um eine multidisziplinär angelegte Vortragsreihe mit dem Titel „Studium Generale“, die an der Technischen Universität Braunschweig speziell zur fachlichen Erstorientierung für Neuimmatriulierte eingerichtet worden ist. Der Verfasser hat im Rahmen dieser Vortragsreihe zum Thema „Empirische Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften“ gesprochen.

traditionell zu solchen „Kernkompetenzen“. Diesen Punkt hat nicht zuletzt die Deutsche Gesellschaft für Soziologie ausdrücklich betont. In ihren Empfehlungen zur Methodenausbildung kann man nachlesen, dass eine gute Methodenausbildung für die weitergehende Professionalisierung, Identität und Profilbildung der soziologischen Berufsarbeit unverzichtbar und somit auch für die universitäre Ausbildung in der Soziologie schlichtweg konstitutiv ist (Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Methodenausbildung 2002).

Im Interesse der Allgemeinverständlichkeit wird im Folgenden darauf verzichtet, auf technische Details zur Ausgestaltung und Anwendung einzelner sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden einzugehen. Stattdessen soll primär skizziert werden, welche generelle Bedeutung empirische Methoden für die grundlagen- und anwendungsorientierte Forschung in den Sozialwissenschaften haben. Das schließt einen Blick auf die grundsätzlichen Leistungsmöglichkeiten und -grenzen von Forschungsmethoden/-techniken mit ein.

Exkurs 1: „Fachchinesisch“ statt normaler Umgangssprache?

Wenn Wissenschaftler fachliche Probleme formulieren oder die Ergebnisse ihrer Problemlösungsversuche mitteilen, dann verwenden sie die Fachsprache ihrer eigenen Disziplin. Solange sie das in ihrem engeren Fachzirkel tun, wird man daran nichts Besonderes finden. Aber was soll man davon halten, wenn Wissenschaftler mit Fachproblemen an die Öffentlichkeit bzw. an ein Laienpublikum herantreten? Sind sie dann nicht gefordert, auf ihre Fachsprache zu verzichten und sich ‚allgemeinverständlich‘ auszudrücken? Als erste Antwort können wir im Stile von Radio Eriwan sagen: „Im Prinzip ja.“ Wenn man dieses Prinzip allerdings überdehnt, muss man dafür unter Umständen einen Preis zahlen, nämlich Einbußen in Bezug auf die sachliche Korrektheit der Darstellung hinnehmen. So gesehen sollte bedacht werden, dass Allgemeinverständlichkeit nicht einer Oberflächlichkeit in der Sachdarstellung zum Opfer fallen darf. Auf den vorliegenden Beitrag gemünzt: Auch eine dem „Allgemeinverständlichkeitsgebot“ verpflichtete Einführung in Methodenprobleme der Sozialwissenschaften darf keine Konzessionen im Hinblick auf sprachliche Eindeutigkeit und Klarheit machen, die zu Lasten einer korrekten Darstellung der Sachprobleme gehen. Deshalb werden in bestimmten Argumentationszusammenhängen anstelle von Alltagsvokabular Fachbegriffe verwendet, welche den betreffenden Sachverhalt präziser beschreiben.

Es dürfte weiterführend sein, schon an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass die meisten Fragestellungen, die in der Folge behandelt werden, nicht speziell oder ausschließlich für die Sozialwissenschaften (Soziologie, Politikwissenschaft, Sozialpsychologie, Erziehungswissenschaft) von Bedeutung sind. Die programmatischen Grundlagen empirischer Forschungsmethoden weisen vielmehr Disziplinen übergreifend ein hohes Maß an Übereinstimmung auf.

Wir können uns diesen Umstand zunutze machen, indem wir zunächst einige Überlegungen über generelle Merkmale von „Methoden“ anstellen und überprüfen, inwieweit die im ersten Schritt diagnostizierten Merkmale auf die Spezifik „wissenschaftlicher Methoden“ übertragbar sind. Was sind „Methoden“? Methoden kennt jedermann aus seiner Alltagserfahrung: Fertigungsmethoden von Gütern, Prüfmethoden von Waren (→ Waren-test), medizinische Untersuchungsmethoden, Trainingsmethoden im Sport u. v. a. m. Wie lassen sich die dort gebräuchlichen Methoden allgemein charakterisieren?

1. *Allgemeines Charakteristikum*: Prinzipieller Bezug auf Zwecke/Ziele
Es gibt keine Methode, die aus sich selbst legitimiert ist. Man kann daher nicht sinnvoll über Methoden diskutieren, wenn der Zweck im Dunkeln bleibt, für den sie gedacht sind.
2. *Allgemeiner Beurteilungsmaßstab*: Instrumentelle Rationalität
Maßgebliches Beurteilungskriterium für die Güte von Methoden ist ihre Zweckmäßigkeit. *Beispiel*: Man kann eine Konservendose mit Hammer und Meißel öffnen, mit einem Dosenöffner geht es besser, mit einem Hobel gar nicht (→ unterschiedliche instrumentelle Funktionalität).

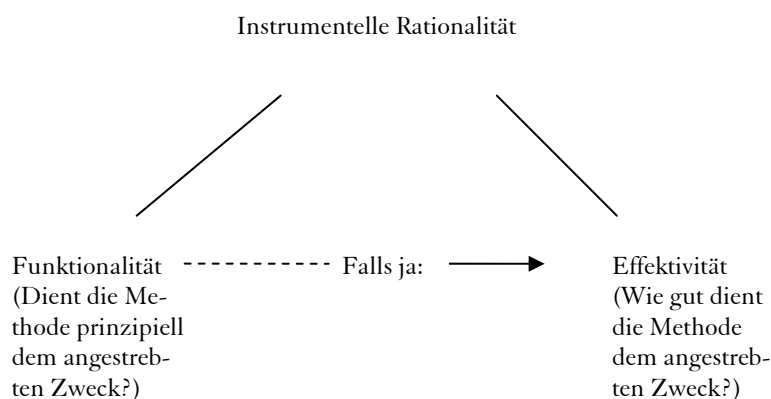


Abb. 1: Kennzeichen und Beurteilungskriterien von Methoden

Der unterschiedliche Effektivitätsgrad von Methoden kann als eine Variante ihrer instrumentellen Funktionalität betrachtet werden. *Beispiel*: In der medizinischen Diagnostik setzt man heute Ultraschallgeräte ein, wo man früher auf Tastbefunde angewiesen war. Das hat den enormen Vorteil, dass sich damit die Treffsicherheit und Genauigkeit der Befunde entscheidend verbessern lässt.

Für den Anwendungserfolg von Methoden ist im Übrigen das Wissen um deren instrumentelle Rationalität nur eine notwendige Bedingung. Wenn nicht zusätzlich Kenntnisse und Fähigkeiten hinzukommen, wie mit den betreffenden Methoden sachgerecht umzugehen ist, bleiben sie gewissermaßen eine stumpfe Waffe bei der Erarbeitung von Problemlösungen.

Die Maßstäbe „richtig“ und „falsch“ sind inadäquate Beurteilungsstandards für Methoden, obwohl man sie im Alltag zuweilen antrifft (nicht selten in ideologischer Absicht). *Beispiel*: Wenn Konsumprodukte bei Qualitätsprüfungen der ‚Stiftung Warentest‘ ungünstig abgeschnitten haben, setzen sich die betroffenen Firmen gern mit dem Argument zur Wehr, nicht die Qualität ihrer Produkte läge im Argen, sondern die „falschen Untersuchungsmethoden“ der Tester seien für die schlechte Bewertung verantwortlich.

2. Zur Inanspruchnahme von Forschungsmethoden im Alltag und den Konsequenzen einer theoretisch unreflektierten Nutzungspraxis

Es gibt kaum einen Bürger, der mit Sozialforschungsmethoden (in einem weit gefassten Sinne) nicht schon Bekanntschaft gemacht hat. Die Situation ist vertraut: Der Urlaub neigt sich dem Ende zu und schon liegt ein Fragebogen im Hotelzimmer, in dem die Direktion darum bittet, anhand einer Fragenliste die eigene Zufriedenheit oder Kritik mit Unterbringung und Serviceleistungen des Hauses kundzutun. Solche Praktiken begegnen einem im Alltag auf Schritt und Tritt: Kaufhäuser, Versicherungen, Autohäuser führen regelmäßig Kundenbefragungen durch. Der Fragebogen als Instrument der Informationssammlung ist insofern jedermann etwas durchaus Vertrautes. Wenn nun Versicherungen, Versandhandel, Touristikunternehmen u.v.a.m. Kundenbefragungen in eigener Regie durchführen, was soll dann schwierig sein an einer solchen Befragung? Jeder macht es, ergo: jeder kann es.

Der erlebte Umgang mit Erhebungsmethoden durch bestimmte Anwendergruppen prägt das Laienbild von der Eigenart solcher Vorgehensweisen. Wie sieht dieses Bild aus? Der Laie erlebt vielfach eine Praxis, die nach dem Motto verfährt „Was jeder macht, das können wir auch“. Solange man sich darüber klar ist, dass die Erhebungsergebnisse bestenfalls punktuelle Stimmungsbilder zu einem Thema ohne jeden wissenschaftlichen Anspruch zutage fördern, kann man über die zugrunde liegende, instrumentalistisch verkürzte Inanspruchnahme von Methoden und Techniken hinwegsehen. Dezierte theoretische Selbstbeschränkungen dieser Art sind in der Praxis allerdings eher selten anzutreffen. Vielmehr ist die Neigung verbreitet, die eigene methodische Praxis mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit aufzupolieren.

Das hat der Autor dieses Beitrags vor geraumer Zeit in Zusammenhang mit einer internen Studie der Stadtverwaltung Braunschweig selbst mitverfolgen können. Der Stadtverwaltung ging es darum, sich ein Bild von der Zufriedenheit der Bürger mit verschiedenen Verwaltungseinrichtungen und ihren Dienstleistungen zu machen.² Auf der Grundlage dieser allgemeinen Zielvorgabe wurden ausgewählte Sachbearbeiter mit der Entwicklung eines Fragebogens beauftragt. Die erste Version des Fragebogens wurde Fachleuten an der Technischen Universität Braunschweig mit Stolz über die geleistete Arbeit zur Stellungnahme präsentiert. Diese deckten elementare methodische Schnitzer auf, über die sich die Urheber des Fragebogens nicht im Entferntesten bewusst waren.³ So bedurfte es längerer Diskussionen und Überzeugungsarbeit, bis die Erkenntnis gereift war, dass Elan („Auf Los geht's los“) und die Einstellung „Was soll an der Konstruktion eines Fragebogens schon schwierig sein?“, allein noch kein befriedigendes Forschungsinstrument zutage fördern. Erhebliche Defizite zeigten sich des Weiteren in der theoretisch konzeptionellen Grundle-

2 Das Thema „Bürgerzufriedenheit“ stand seinerzeit politisch-publizistisch hoch im Kurs. Insofern war es allseits ‚en vogue‘, Evaluationsstudien zu diesem Thema auf den Weg zu bringen. Wer sich nicht an die Spitze der Bewegung setzte, war dem Verdacht ausgesetzt, die Zeichen der Zeit nicht erkannt zu haben oder sie gar zu ignorieren.

3 Solche Schnitzer sind „Amateur-Sozialforschern“ auch gar nicht anzulasten.

gung des Fragebogens: Welche Eigenschaften welcher Sachverhalte sollen im Einzelnen mit welcher Genauigkeit und mit Hilfe welcher Techniken erfasst werden?

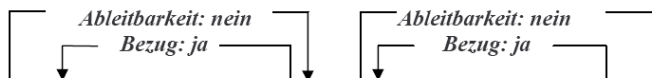
Es ließe sich noch manches hinzufügen.⁴ Doch um späte Methodenschelte kann und soll es an dieser Stelle überhaupt nicht gehen. Es geht um die schlichte Einsicht, dass qualifizierte Sozialforschung ohne fundierte theoretische Kenntnisse und praktische Erfahrungen nicht auskommt. Die Wasser- und Heizungsinstallation eines Eigenheimes wird man sicherlich eher einem kompetenten Profi anvertrauen als einem Amateur-Heimwerker. Dass vergleichbare Erfolgsvoraussetzungen auch für die empirische Sozialforschung gelten, scheint sich demgegenüber noch nicht überall herumgesprochen zu haben.

3. Wissenschaftsprogrammatische Verknüpfungen zwischen den Erkenntnisidealen empirischer Forschung, den fundamentalen Aufgaben von Erfahrungswissenschaften und ihren methodischen Instrumenten

Wenn wir herausfinden wollen, ob die im Alltagsverständnis verankerten Vorstellungen über das „Wesen“ von Methoden (Merkmale, Beurteilungskriterien usw.) im wissenschaftlichen Bereich ebenfalls eine Rolle spielen (direkt oder in abgewandelter Form), dann gilt es zunächst zu sondieren, welche Ziele Wissenschaft verfolgt. Das ist leichter gesagt als getan. Wenn man weiß, dass es in der Geschichte der Einzelwissenschaften lang anhaltende, kontroverse Grundsatzdiskussionen über die Ziele von Wissenschaft gegeben hat, dann wird man die Frage nach den Inhalten solcher Ziele kaum mit einer knappen, bündigen Festlegung angemessen erledigen können. Vielleicht hilft es weiter, sich über ein Beispiel aus der nicht-wissenschaftlichen Welt der (unvermeidlich klärungsbedürftigen) Frage nach den Zielen der Wissenschaft zu nähern.

Wenn man einen Tischlermeister fragt, was gewissermaßen an vorderster Stelle seiner Berufsauffassung steht, dann könnte die Antwort lauten: „Ich bin stets bestrebt, meinen Kunden eine durch und durch solide Handwerksleistung abzuliefern.“ Aus dieser berufsethischen Prioritätssetzung (=handwerkliche Solidität der Arbeitsleistung) gehen jedoch noch nicht per se diejenigen Aufgaben hervor, denen er sich in seiner konkreten Berufspraxis widmet, etwa dem Bauen von Möbeln. Man kann diese Gegebenheiten auch abstrakter charakterisieren, nämlich: Die Ziele der professionellen Tätigkeit eines Tischlermeisters bestehen aus näher beschreibbaren Aufgaben, deren Erfüllung er sich nach Maßgabe bestimmter berufsethischer Ideale widmet. Um Möbel bauen zu können, braucht er neben Werkstoffen (z. B. Holz) und beruflichem Fachwissen notwendigerweise bestimmte Werkzeuge. Welche Werkzeuge das im Einzelnen sind, ist aus der beruflichen Aufgabenstellung als solcher nicht unmittelbar herzuleiten. Klar ist nur, dass die benutzten Werkzeuge prinzipiell auf bestimmte Tätigkeiten bezogen sind.

4 So wurde die Wissenschaftlichkeit einer Studie mit deren Repräsentativität in eins gesetzt, und die Repräsentativität wiederum als primär abhängig von der Anzahl der Befragten gesehen. Beide Missverständnisse scheinen sich großer Verbreitung zu erfreuen.



	Grundwerte <i>(berufsethische Maximen / Wissenschaftsideale)</i>	Aufgaben	Methoden <i>(Werkzeuge / Instrumente)</i>
Praktische Berufsfelder (im Beispiel: Tischler)	Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Absprachen, Solidität der handwerklichen Arbeitsleistung	Möbel bauen	z.B. Hobelbank, Bohrmaschine--
Wissenschaft (im Beispiel: empirische Soziologie)	Wahrheit und Objektivität wissenschaftlicher Erkenntnis	Beschreibung und Erklärung der sozialen Wirklichkeit	Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung (z.B. Befragung, Beobachtung)

Abb. 2: Beziehungen zwischen Erkenntnisidealen, Aufgaben und Methoden wissenschaftlicher Disziplinen

Kommen wir nun zu den Zielen von Wissenschaft. Wir können hier ganz ähnlich argumentieren, und zwar folgendermaßen: Wissenschaftliche Erkenntnisbemühungen zielen in letzter Instanz auf die Gewinnung wahren und objektiven Wissens. Was mit „Wahrheit“ und „Objektivität“ gemeint ist, soll gleich weiter erläutert werden. Erst einmal ist festzuhalten, dass es sich bei „Wahrheit“ und „Objektivität“ um Wissenschaftsideale handelt, d. h. um normative Setzungen/Wertvorstellungen, die sich prinzipiell auf der gleichen logischen Ebene befinden wie die vorhin erwähnten berufsethischen Ideale des Tischlermeisters. Und noch ein zweites ist so wie vorhin, dass nämlich aus den genannten Wissenschaftsidealen noch nicht per se hervorgeht, welchen Aufgaben sich die einzelnen Wissenschaften im Besonderen widmen. Diese wenigen Stichworte reichen zugegebenermaßen nicht aus, um eine substantiierte Vorstellung zu bekommen, worum es bei „Wahrheit“, „Objektivität“ und den Aufgaben der Erfahrungswissenschaften im Einzelnen geht.

Exkurs 2: Alltagsweltliche Annäherungen an ein Verständnis von „Wahrheit“ und „Objektivität“

Über „Wahrheit“ und „Objektivität“ haben sich Wissenschaftler (und insbesondere Philosophen) jahrhundertlang gestritten, und sie tun das auch heute noch. Vor diesem Hintergrund wäre es mit Sicherheit unangemessen, wollte man beanspruchen, diese Debatte in wenigen Worten auflösen und mit einem für jedermann eingängigen (= „allgemein verständlichen“) Schlusswort beenden zu können. Doch auch der umgekehrte Weg verbietet sich an dieser Stelle, nämlich die lang andauernden Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten in allen ihren Facetten dogmengeschichtlich auszubreiten, um eine angemessene Vorstellung zu vermitteln, worum es im Einzelnen geht.

Ein anderer Zugang erscheint hilfreicher, und zwar, indem man nach einer Annäherung an ein Verständnis von „Wahrheit“ und „Objektivität“ sucht, welche dem eigenen Erfahrungshorizont zugänglich ist, ohne sich andererseits vom fachwissenschaftlichen Verständnis zu weit zu entfernen. Ein möglicher Weg wäre, einfach einmal gezielt darüber

nachzudenken, was wir genau meinen, wenn wir im Alltag von „Wahrheit“ oder „Objektivität“ sprechen. In der Regel denken wir ja im Alltag über solche Begriffe *nicht* näher nach, weil es dort meistens ausreicht, an die ‚intuitiv gewussten‘ bzw. gewohnheitsmäßig vertrauten Bedeutungen anzuknüpfen.

Beispiel 1:

Bei der Wahrheitsfindung vor Gericht geht es darum herauszufinden, wie bestimmte Sachverhalte tatsächlich gewesen sind. Eine Zeugenaussage wird als „wahr“ anerkannt, wenn glaubhaft nachgewiesen werden kann, dass sie mit den Tatsachen übereinstimmt.

Beispiel 2:

Man verwendet umgangssprachlich den Begriff „wahrer Freund“ als Gegenbegriff zu den sogenannten „falschen Freunden“, die ihre Freundschaft nur vorgeben, sich aber ‚in Wahrheit‘ gar nicht wie Freunde verhalten.

Beiden Beispielen ist gemeinsam, dass sie dem Wahrheitsverständnis in den empirischen Wissenschaften ziemlich nahekommen: Eine Aussage gilt als (vorläufig) wahr, wenn der in ihr behauptete Sachverhalt mit den Tatsachen übereinstimmt.

Es ist nicht einfach, für die umgangssprachliche Verwendung des Begriffes „Objektivität“ vergleichbare Beispiele zu finden, die zum einen die Bedeutung von „objektiv“ im Alltag veranschaulichen, zum anderen aber ebenso den Unterschied zu „wahr“ deutlich machen. Der Grund ist, dass im Alltag häufig keine Unterschiede zwischen „wahr“ und „objektiv“ gemacht werden. Es wird das gleiche Bedeutungssignal gesetzt, ob jemand zu einer Angelegenheit mit der Aussage Stellung nimmt „das ist wahr“, oder ob er sagt „das ist objektiv so“. Will jemand bekräftigen, dass etwas unzweifelhaft wahr ist, dann hört man schon mal die Redewendung: „Das ist objektiv wahr.“ An dieser Redewendung ist unter pragmatischem Aspekt interessant, dass Wahrheit und Objektivität im Alltag nicht selten intuitiv miteinander assoziiert werden.⁵ Ein Alltagsbeispiel, in dem diese Verquickung nicht so offenkundig zutage tritt, ist das Folgende:

Beispiel 3:

Die Berufsethik der Journalisten verpflichtet diese Berufsgruppe zur Objektivität in der Berichterstattung. Mit anderen Worten: Was man von Journalisten *ausdrücklich* erwartet, ist, dass sie „objektiv“ berichten⁶ (nicht „wahr“, obwohl man sich das natürlich auch wünscht). Was heißt in diesem Zusammenhang „objektiv“? Wenn heute ein Bericht über die Lebensverhältnisse der Bevölkerung im Irak publiziert wird, dann kann er insoweit als „objektiv“ gelten, als er nicht nur die (subjektive) Sichtweise eines einzelnen Journalisten wiedergibt, sondern die berichteten Sachverhalte und Beobachtungen von allen seinen journalistischen Kollegen in der gleichen Weise bestätigt werden, d. h. auf einer intersubjektiv geteilten Erfahrungs- und Urteilsbasis beruhen. Objektivität im Sinne von Intersubjektivität: Das genau ist der Kernpunkt des wissenschaftlichen Objektivitätsverständnisses.

Nach diesen Anmerkungen zu umgangssprachlichen Deutungsvarianten der Begriffe „Wahrheit“ und „Objektivität“ können wir nun den entsprechenden wissenschaftlichen Sprachgebrauch skizzieren:

- 5 Einen wechselseitigen Bezug beider Begriffe gibt es auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch, nur werden dort beide Begriffe nicht miteinander vermengt.
- 6 Der Gegenbegriff zu „objektiv“ ist im vorliegenden Fall „tendenziös“ bzw. „einseitig“.

1. Was ist „Wahrheit“?

Kurz gesagt bedeutet „Wahrheit“ Übereinstimmung mit den Tatsachen (→ Parallele zur alltagsweltlichen Bedeutungsassoziation). Eine Behauptung bzw. Aussage ist wahr, wenn der in ihr beschriebene Sachverhalt anhand von Tatsachen als nachweislich richtig gelten kann. Dazu bedarf es freilich allgemein anerkannter Spielregeln, mit denen ein solcher Nachweis zu führen ist (→ Kriterien und Verfahren). Das führt zur nächsten Frage:

2. Was ist „Objektivität“?

Während „Wahrheit“ sich auf die Qualität der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung bezieht, bezieht sich „Objektivität“ auf den intersubjektiven Charakter des Prozesses, mit dem die Wahrheitssuche vorangetrieben wird. Eine Behauptung wird als (vorläufig) wahr akzeptiert, wenn (und so lange) es trotz häufiger und strenger Prüfungen nicht gelungen ist, sie zu widerlegen.

„Wahrheit“ und „Objektivität“ sind Ideale wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens, die man zwar nicht endgültig erreichen, denen man sich aber annähern kann. Wie gut das erreichte Ausmaß der Annäherung an die Wahrheit im Einzelfall ist, lässt sich nicht in genauen Prozentzahlen angeben. Doch eines ist klar: Wir können dem anvisierten Ziel prinzipiell nur durch wiederholte und möglichst strenge Prüfung unserer Annahmen und Behauptungen mit der Realität ein Stück näher kommen.⁷

Die Überprüfung unserer vorläufig akzeptierten Wissensbestände (einschließlich der ihnen eigenen Annahmen, Behauptungen, etc.) setzt die Beschaffung entsprechender realitätsgerechter Daten voraus (Prim/Tilman/Heribert 1997, S. 10 f.). Damit sind wir bei der empirischen (Sozial-)Forschung und ihren Methoden angelangt, d. h. dem zentralen Gegenstand unseres Themas. Dass der gedankliche Umweg über die Beschäftigung mit den Zielen der Wissenschaft geführt hat, erscheint fruchtbar, weil er

- erstens den Blick für die enge Beziehung zwischen den grundlegenden Auffassungen von Wissenschaft und den wissenschaftlichen Forschungsmethoden geöffnet hat: Die Forschungsmethoden und -techniken der empirischen Sozialwissenschaften (einschließlich ihrer statistischen Hilfsmittel) sind nichts anderes als Werkzeuge⁸ zur Einlösung der bejahten Wissenschaftsideale (→ Wahrheit, Objektivität) im Rahmen von Einzeluntersuchungen und können folglich nur mit Rücksicht auf solche Wissenschaftsideale konzipiert, kritisiert und angewendet werden.

7 Das ist wie mit der Reifenwahl bei Formel-1-Rennen: Nur durch wiederholte, strenge Überprüfungen unterschiedlicher Reifen unter Rennbedingungen lässt sich herausfinden, welcher Reifen im Renneinsatz der „richtige“ ist.

8 Analog den technischen Werkzeugen des Tischlers bei der Möbelfertigung.

- Zweitens: Wenn wir über die ‚Ziele von Wissenschaft‘ sprechen – z.B. die Ziele der Soziologie –, dann haben wir im Grunde an drei Dinge zu denken, die zusammengehören, aber nicht miteinander identisch sind:
 1. *Wissenschaftsideale*,
 2. *fundamentale Aufgaben einer Disziplin*, z. B. Beschreibung und Erklärung der Realität als Aufgaben der empirischen Soziologie,
 3. *konkrete inhaltliche Fragestellungen*.

Fügen wir als weitere Komponente die *Forschungsmethoden* hinzu, dann haben wir die zentralen Bausteine zusammen, die das Wissenschaftsprogramm einer Disziplin konstituieren.

- Schließlich war der Umweg dem Vorhaben dienlich, die Beziehung zwischen Zielen und Methoden der empirischen Sozialwissenschaften schärfer in den Blick nehmen zu können. Das soll nun geschehen.

4. Die Schlüsselrolle von Methoden bei der Erarbeitung und Überprüfung wissenschaftlichen Wissens

Wir beginnen mit einem Beispiel aus der Welt der Technik. Wenn der Gesetzgeber Vorschriften erlässt, dass der Kraftstoffverbrauch einer neuen Motorengeneration einen bestimmten oberen Grenzwert nicht überschreiten darf (→ Ziel), dann muss die Autoindustrie sich neue Fertigungsmethoden einfallen lassen, mit denen sie diese Zielvorgaben realisieren kann (→ Materialien, Verfahrenstechniken etc.). Abstrakter formuliert: Die Konstruktion von Methoden orientiert sich stets an bestimmten Zielen, in diesem Fall an vorgegebenen technischen Parametern.⁹ Nicht anders ist es in der Wissenschaft. Wenn wissenschaftliche Probleme mit den herkömmlichen Methoden nicht gelöst werden können, dann muss man neue Methoden erfinden (Stichwort: Methodenentwicklung/-forschung), die eine Lösung in Aussicht stellen. Ohne eine Beschreibung der Ziele, denen wissenschaftliche Methoden dienen sollen, fehlt der Methodenentwicklung jeglicher sinnvoller Bezugspunkt. Was für die Methodenentwicklung gilt, gilt analog für die Methodenanwendung. Wenn etwa ermittelt werden soll, ob bei der Abgasuntersuchung ein bestimmter CO₂-Grenzwert nicht überschritten worden ist (→ Soll-Zustand/Ziel), dann bedarf es geeigneter Prüfinstrumente (→ Messmethoden, -techniken), mit denen entsprechende objektive Feststellungen überhaupt erst möglich sind. Das Parallelbeispiel für die Sozialwissenschaften liegt nicht fern: Wenn wir überprüfen wollen, inwieweit unsere Annahmen und Behauptungen über bestimmte Phänomene der sozialen Wirklichkeit „wahr“ sind (→ „Wahrheit“ als angestrebter Zielzustand wissenschaftlicher Erkenntnis), dann benötigen wir Untersuchungsmethoden, mit deren Hilfe sich feststellen lässt, was in Realität tatsächlich der Fall ist.

Wir haben die Konstruktion und Anwendung von Methoden im Hinblick auf Ziele betrachtet und kommen nun zu ihren Einsatzfeldern in der empirischen Forschung. Die hauptsächlichlichen Einsatzgebiete für die Anwendung von Forschungsmethoden liegen in der

9 Analoges Beispiel aus der Medizin: Körperliche Regeneration des Organismus nach einer Operation in zeitlicher und qualitativer Hinsicht optimieren (→ Ziel). Mittel: Einsatz neuer minimal-invasiver OP-Techniken/„Schlüssellochchirurgie“ anstelle herkömmlicher Verfahren.

Erarbeitung von Wissen (→ Wissensgenerierung) und der Überprüfung von Wissen. Dass man Forschungsmethoden benötigt, um Wissen zu erarbeiten und neue Informationen zu gewinnen, leuchtet unmittelbar ein. Aber woraus ergibt sich die Notwendigkeit, das vorhandene wissenschaftliche Wissen zu überprüfen? Der Grund ist, dass wir auf unser Wissen nur so lange bauen können, bis eine neue Entdeckung Zweifel weckt, ob das Wissen, auf das wir bisher vertraut haben, unverändert weiter gültig ist.¹⁰ Die Geschichte der Wissenschaft ist voller Beispiele, in denen neue Entdeckungen ehemals für „absolut wahr“ gehaltene Überzeugungen aus den Angeln gehoben haben. Oder glaubt heute noch jemand daran, dass die Erde im Mittelpunkt des Kosmos steht und sich die Sonne um die Erde dreht? Doch zu früheren Zeiten, als das geozentrische Weltbild das Denken der Menschen über die Gesetze des Kosmos beherrschte, war das die allgemein geteilte Auffassung.

Neues Wissen zutage zu fördern und vorhandenes Wissen auf den Prüfstand zu stellen, setzt die Beschaffung, Verarbeitung und Analyse entsprechenden Datenmaterials voraus. Bei diesen Arbeitsschritten greift der Forscher auf jene Methoden und Techniken zurück, welche die empirische Sozialforschung in ihrem Arsenal bereithält. In einer groben Unterteilung lassen sich in der Umfrageforschung unterscheiden (siehe hierzu Abb. 3):

- *Datenerhebungsverfahren,*
- *Auswahlverfahren,*
- *Datenauswertungsverfahren.*

Wenn man genauer hinschaut, findet man unter jeder Kategorie dieser Forschungsmethoden eine Vielzahl einzelner Forschungstechniken subsumiert, deren instrumentelle Funktion auf den ersten Blick nicht unmittelbar zu erkennen ist. In einem Standardwerk über Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung (Kromrey 2006, S. 350) sind beispielsweise 16 Formen von Beobachtungsverfahren dargestellt. Ein ähnlich breites Spektrum von forschungstechnischen Varianten ist bei Befragungsformen und Auswahltechniken anzutreffen (Kromrey 2006, S. 280; S. 388)¹¹, und das Arsenal an statistischen Datenanalyseverfahren ist geradezu unerschöpflich. Der Sinn einer solchen Vielfalt von sozialwissenschaftlichen Forschungstechniken wird verständlich, wenn wir ihn mit der Vielfalt von Operationstechniken in der Medizin vergleichen. So gibt es beispielsweise in der Herzchirurgie diverse Operationstechniken, über deren jeweiligen Einsatz Gesichtspunkte entscheiden wie: allgemeine körperliche Verfassung des Patienten, Art und Anzahl von vorgeschädigten Organen, Wahrscheinlichkeit postoperativer Risiken, Kind oder Erwachsener usw. Mit anderen Worten: Für jede spezifische Indikation und jeden einzelnen Pati-

10 Genau genommen ist hiermit das theoretische Wissen über Gesetzmäßigkeiten gemeint, dessen empirische Geltung aus wissenschaftslogischen Gründen prinzipiell nur vorläufiger Natur sein kann. Anders ist es mit dem raum-zeitlich beschränkten, deskriptiven empirischen Wissen: Dass im Braunschweiger Raum der durchschnittliche Preis für Dieseldieselkraftstoff in der 23. Kalenderwoche des Jahres 2007 bei 1,14 Euro gelegen hat, wird man als definitiv richtigen Befund ansehen können, sofern man Beobachtungs- bzw. Wahrnehmungsfehler einmal ausschließt (siehe hierzu auch die weiterführende Argumentation in Exkurs 3 dieses Beitrags).

11 Die vielfältigen Forschungstechniken, welche aus den exemplarischen Überblicksdarstellungen bei Kromrey ersichtlich sind, ließen sich auch anderer Weise kategorial unterteilen, etwa in quantitative vs. qualitative Forschungsverfahren. Wer gezielt diesen Aspekt hervorzuheben wünscht, muss nur ein entsprechendes Systematisierungskriterium verwenden, das in der Folge zu der angegebenen Unterteilung führt.

ententyp wird die passende operationstechnische Lösung gewählt. In der sozialwissenschaftlichen Forschung ist das nicht prinzipiell anders. Auch hier gibt es bei der Entscheidung über die passenden Forschungsinstrumente und ihren strategischen Einsatz eine Vielzahl von Gesichtspunkten zu bedenken, z. B.:

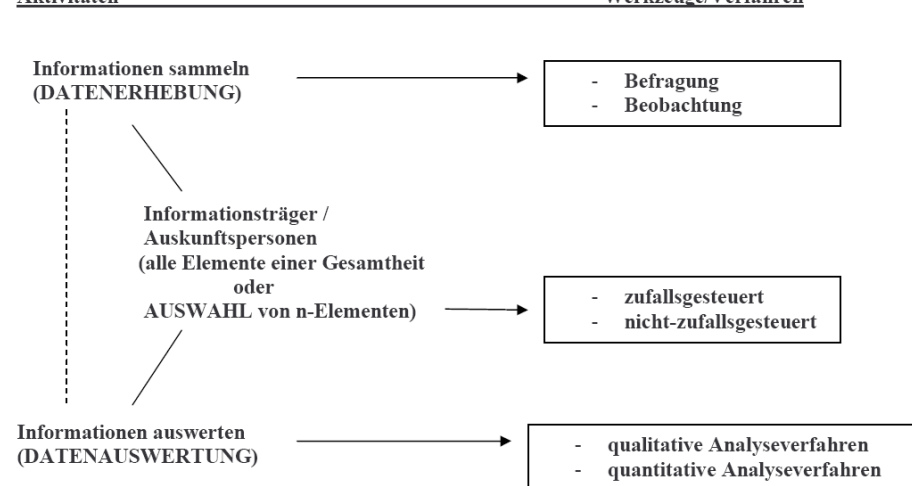
- Welchen Informationsstand über den Gegenstand einer Untersuchung kann ich bei einem Befragten voraussetzen? Ist er hoch oder niedrig?
- Wie sieht es mit dem Verbalisierungsvermögen der Befragten aus? Können sie sich ohne Mühe klar und zusammenhängend äußern oder sind Zweifel angebracht?
- Gibt es Anhaltspunkte, dass bestimmte äußere Merkmale des Interviewers (Geschlecht, Alter, Auftreten) das Antwortverhalten einer Person beeinflussen werden? Falls ja: In welcher Weise? Stehen kompensatorische Strategien zur Vermeidung solcher Effekte zur Verfügung (→ Interviewereinsatz)?
- Wie kann sichergestellt werden, dass die Auskunftsbereitschaft und die Wahrhaftigkeit der Antworten durch Umgebungsfaktoren der Befragung nicht beeinträchtigt wird (Anwesenheit Dritter, häusliche vs. unvertraute Umgebung)?
- Strebt der Forscher eine Verallgemeinerung seiner Ergebnisse an oder nicht?

Keine Forschungssituation gleicht der anderen bis aufs I-Tüpfelchen. Daher erfordert jeder einzelne Problemtyp eine forschungstechnische Lösung, die jeweils spezifisch passt. Es leuchtet ein, dass es bei einem differenzierten Angebot an Forschungstechniken einfacher wird, in dieser Hinsicht maßgeschneiderte Lösungen zu finden. Formal geht es bei den angesprochenen „Lösungen“ stets darum, wissenschaftlich fundierte Antworten auf Fragen zu finden, deren Untersuchung sich der Forscher vorgenommen hat. Welche das konkret sind, hängt von seinen inhaltlichen Erkenntnisinteressen ab, z.B.:

- Wie hat sich der Ausländeranteil in Braunschweig seit 1960 entwickelt?
- Wie verteilen sich die ausländischen Einwohner in Braunschweig nach ihrer nationalen Herkunft?
- Von welchen Faktoren hängt die Integrationsbereitschaft von Migranten generell ab?
- Welche Rolle spielen Migrantenvereine bei der Integration in die Aufnahmegeellschaft?
- Warum lassen sich Integrationsbarrieren nur schwer überwinden?

Zur Beschaffung der benötigten Informationen muss der Forscher mit Hilfe der verfügbaren Forschungsmethoden und –techniken Daten erheben, analysieren und interpretieren.

Abb. 3: Etappen auf dem Weg zur Generierung von Wissen über die Realität



Wenn er alle diese Untersuchungsschritte mit Erfolg zurückgelegt hat, steht ihm jenes Wissen zur Verfügung (→ deskriptives Wissen, explanatorisches Wissen), dessen Gewinnung er mit der Inangriffnahme einer empirischen Studie verfolgt hat.

Exkurs 3:

These: Es gibt nicht wissenschaftliches Wissen schlechthin, sondern im Hinblick auf Aussageeigenschaften und Geltungsbereich unterschiedliche Formen wissenschaftlichen Wissens (→ Kognitiv-informative Varianten wissenschaftlichen Wissens).

Wir haben bisher mehr oder weniger pauschal vom „wissenschaftlichen Wissen“ gesprochen, ohne zu erwähnen, dass zumindest zwei Wissensformen typologisch voneinander zu unterscheiden sind: Das Wissen über empirische Einzelphänomene, die innerhalb bestimmter Raum-Zeit-Koordinaten beobachtet worden sind (→ Tatsachenwissen, auch deskriptives singuläres Wissen genannt) und das Wissen über allgemein geltende, empirische Wirkungszusammenhänge (→ empirisch-theoretisches Wissen, kurz „Theorien“ genannt). Der erste Wissenstyp entspricht dem Bedürfnis zu beschreiben, wie bestimmte Sachverhalte beschaffen sind oder einfach nur, was in der Realität vorliegt. Der zweite Wissenstyp wird demgegenüber durch das Interesse charakterisiert herauszufinden, warum etwas ist (= explanatorisches Erkenntnisinteresse). Wir hatten an früherer Stelle auf die beiden zentralen Aufgaben der Erfahrungswissenschaften hingewiesen: Beschreibung und Erklärung der Realität. Das deskriptive Wissen entspricht der Intention, Sachverhalte zu beschreiben, das explanatorische Wissen der Intention, Sachverhalte zu erklären.

Dazu ein Beispiel: Nehmen wir an, es sei in der Region Braunschweig bei Marktbeobachtungen festgestellt worden, dass der durchschnittliche Preis für Dieselmotorkraftstoff von der 22. zur 23. Kalenderwoche des Jahres 2007 um 0,07 Euro gestiegen ist. Wie ist es zu dieser Preiserhöhung gekommen? Als Erklärung können wir Medienberichte heranziehen, in de-

nen darauf hingewiesen wird, dass die OPEC kurz vor diesem Zeitraum beschlossen hat, ihre Rohölfördermenge um 1,2 Millionen Barrel pro Tag zu verringern. Und wenn die Förderländer ihre Produktion zurückfahren, dann wird erfahrungsgemäß das Benzin teurer, - oder etwa nicht? Wir haben uns im Alltag daran gewöhnt, solche Feststellungen als hinreichende Erklärung der beschriebenen Preiserhöhung zu akzeptieren. Doch bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass es sich durchaus nicht um eine befriedigende Erklärung handelt. Wenn die Produktion gedrosselt wird, steigen deswegen ja nicht automatisch die Produktionskosten. Warum sollten also in der Folge die Benzinpreise in die Höhe gehen? Man könnte sogar umgekehrt argumentieren: Wenn die Produktion zurückgefahren wird, unterliegen die Förderanlagen einem geringerem technischen Verschleiß, was Kosten spart, die sich für die Abnehmer in Form von Preisreduzierungen auswirken müssten. Mit anderen Worten: Einen bestimmten singulären Sachverhalt mit einem anderen singulären Sachverhalt zu erklären, ist in logischer Hinsicht offenkundig fragwürdig und daher für eine wissenschaftlich befriedigende Erklärung absolut unakzeptabel. Die logischen Verhältnisse ändern sich, wenn wir auf eine allgemeine, empirisch bewährte Gesetzmäßigkeit verweisen können, welche etwa lautet: „Je geringer die Angebotsmenge von Gütern, desto höher ihr Preis“ (→ allgemeine empirische Gesetzmäßigkeit/Wissen über allgemein geltende, empirische Wirkungszusammenhänge). Wenn nun erwiesen ist, dass Rohöl ein Wirtschaftsgut ist, d. h. zur Klasse jener Güter gehört, über die in der Je-Komponente der Gesetzesaussage eine allgemein geltende Zusammenhangsbehauptung aufgestellt wird, dann ist aus logischer Warte zu folgern, dass in dem besagten speziellen Anwendungsfall des Gesetzes auch die in der Desto-Komponente postulierten Wirkungen eintreten werden.

Fazit: Um eine logisch einwandfreie, wissenschaftlich befriedigende Erklärung zuwege zu bringen¹², benötigen wir beide Formen wissenschaftlichen Wissens: Singuläres deskriptives Wissen und allgemeines, empirisch-theoretisches Wissen (= „Theorien“). Um in empirischen Argumentationszusammenhängen bestehen zu können, muss allerdings eine notwendige Voraussetzung erfüllt sein: Die empirische Geltung der Aussagen (singuläre Tatsachenfeststellungen, allgemeine Gesetzesaussagen), in denen das betreffende Wissen sprachlich zum Ausdruck gebracht wird, muss durch Tatsachenrecherche und entsprechende Überprüfungen gesichert sein.

Ob sich der Forscher allerdings am Ende tatsächlich zufrieden zurücklehnen kann, ist davon abhängig, in welchem Umfang sich in der Kette der „qualitätsbestimmenden“ Forschungsoperationen ‚schwache Glieder‘ befinden. Sehen wir uns in einem Schaubild an, welche Bedingungen in diesem Zusammenhang relevant sind.

12 Die skizzierte Argumentation entspricht der deduktiv-nomologischen wissenschaftlichen Erklärung (DN-Modell), wie es in der wissenschaftstheoretischen Literatur standardmäßig beschrieben wird. Auf Einzelheiten sowie Einschränkungen dieses Erklärungsmodells kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

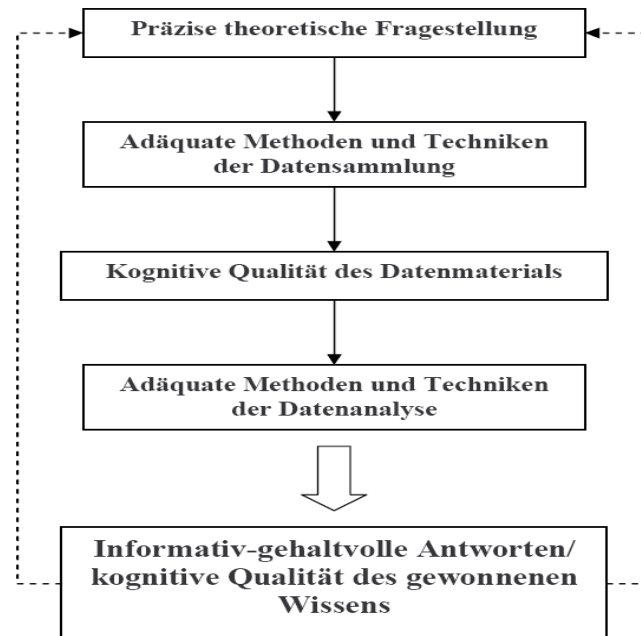


Abb.4: Bestimmungsfaktoren der Wissensqualität von Forschungsbefunden (Rölke, 2006, S.4)

Jeder einzelne Schritt kann als notwendige Erfolgsbedingung für den nächst folgenden interpretiert werden. „Von hinten aufgekläumt“ bedeutet das: Die angestrebten, informativ-gehaltvollen Antworten sind nur dann zu erwarten, wenn bei der Analyse der Daten alles zum Besten gerichtet gewesen ist. Doch noch soviel Sorgfalt und Sachverstand bei der Datenanalyse sind für sich genommen nicht zielführend, wenn es mit der Qualität des Datenmaterials hapert.

5. Forschungsmethodisch verursachte Beeinträchtigungen des „Wahrheitsgehalts“ von empirischen Befunden und Ansatzpunkte zu ihrer Vermeidung

Die Wissensqualität ist beeinträchtigt, wenn sie Mängel aufweist.¹³ Sieht man einmal von möglichen theoretischen Mängeln einer Studie ab, so können dem Forscher an zwei strategisch entscheidenden Stellen handwerkliche Schnitzer unterlaufen, die sich unmittelbar auf die kognitive Qualität der Ergebnisse einer empirischen Studie auswirken: bei der Datensammlung und bei der Datenauswertung. Wenn man auf diesem Terrain Fehler vermeiden möchte, muss man zuallererst wissen, wo überhaupt potentielle Fehlerquellen lauern; und das wiederum setzt voraus, dass man mit dem verfügbaren Arsenal an For-

13 Man möge sich nicht am latent tautologischen Charakter dieser Aussage stören. Sie hat im vorliegenden Zusammenhang primär die didaktische Funktion, die nachfolgende Argumentation eingängiger aufzubauen.

schungsmethoden und -techniken einschließlich ihrer Fallstricke umfassend vertraut ist. Um diese theoretischen Überlegungen etwas anschaulicher zu machen, soll an zwei Beispielen aus dem Bereich der Befragungsmethoden demonstriert werden, in welcher Weise sich die eingesetzten technischen Mittel der Datenerhebung im Antwortverhalten der Befragten in völlig unterschiedlicher Weise niederschlagen können.¹⁴

Beispiel 1: Befragtenreaktionen auf das Statement: „Gefängnisse sind zu gut für Sittlichkeitsverbrecher; sie sollten öffentlich ausgepeitscht werden.“ (N=819)

	Zustimmung %	Ablehnung %	Unentschieden %
Männer von Männer interviewt	44	48	8
Männer von Frauen interviewt	39	58	3
Frauen von Frauen interviewt	49	47	4
Frauen von Männern interviewt	61	28	11

Quelle: Mayntz/Holm/Hübner 1978, S. 117

Wenn die Ablehnung der Aussage durch die Befragten bis zu 30% voneinander abweicht, je nachdem, welche Geschlechterkonstellation im Interviewer-Befragten-Verhältnis vorliegt, dann dürfte erhebliche Skepsis angebracht sein, wie nahe der Forscher der „wahren“ Einstellung der Befragten tatsächlich auf die Spur gekommen ist.

Beispiel 2: Antwortverteilung auf die Frage: „Glauben Sie, dass das Gefühl für Recht und Ordnung in unserem Land zurückgeht, oder glauben Sie das nicht?“

	Telefonumfrage %	Face-to-face-Umfrage %
Gefühl geht zurück	55	70
Glaube ich nicht	31	22
unentschieden	14	8
	100 (n=534)	100 (n=2.079)

Quelle: Allensbacher Archiv 1992.

Ist es nachvollziehbar, dass die tatsächliche („wahre“) Meinung von Personen zum gleichen Erhebungszeitpunkt mal so und mal so ist? Wohl kaum. Es ist die unterschiedliche Befragungstechnik, die für solche überraschenden Antwortdifferenzen sorgt.

14 Mit „Befragungstechnik“ ist im vorliegenden Zusammenhang eine situationsspezifische Komposition verschiedener Elemente gemeint: Frageform, Frageformulierung, Interviewtechnik, Interviewereinsatz und -qualifikation etc.

Beide Beispiele illustrieren erhebungstechnisch verursachte Verzerrungen bei der Beantwortung von Interviewfragen. Es sind nicht die einzig möglichen Quellen für Antwortverzerrungen im Interview, wie das folgende Schaubild zeigt:

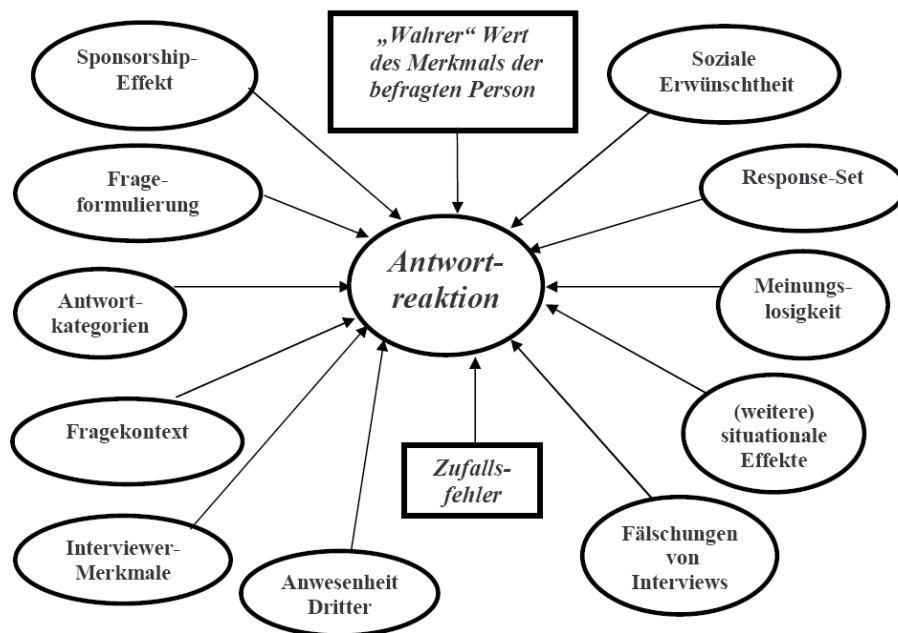


Abb. 5: Quellen für Antwortverzerrungen im Interview (Dickmann 1995, S. 403)

Verzerrung heißt Abweichung von dem, was in der Realität tatsächlich der Fall ist, und das bedeutet letztlich: Abweichung von den „wahren“ Gegebenheiten. Solche Verzerrungen lassen sich nicht prinzipiell ausschalten, doch ihr Ausmaß lässt sich beeinflussen. Mit anderen Worten: Der Forscher hat es in gewissem Umfang selbst in der Hand, dafür zu sorgen, dass die Gefahr von Verzerrungen in Schach gehalten wird. Wenn man der Wahrheit (als Erkenntnisideal) auf der Spur bleiben will, wird man vor allen Dingen alles tun, um das Ausmaß an systematischen Fehlern so gering wie möglich zu halten.¹⁵ Dafür gibt es verschiedene Ansatzpunkte, deren Realisierung auf breiter Ebene anzustreben ist:

1. *Solides handwerkliches Wissen über Forschungsmethoden und -techniken:*

Die sachkundige Auswahl und Kombination von Methoden und Techniken zu einem Forschungsplan kann als fundamentaler strategischer Baustein in Richtung einer rationalen Fehlerprophylaxe und -kontrolle angesehen werden.

¹⁵ Die theoretischen Probleme einer Fehlerkontrolle wären im Rahmen einer systematischen Fehlertheorie zu explizieren und einer Lösung zuzuführen. Gegenwärtig gibt es Fehlertheorien nur für Teilaspekte (Messfehlertheorie, statistische Fehlertheorie). Die Entwicklung einer allgemeinen sozialwissenschaftlichen Fehlertheorie steht hingegen noch aus.

2. *Professionelle Erfahrung*¹⁶
3. *Kreative Phantasie in der Anwendungssituation*

Was davon kann man sich im Studium aneignen und was nicht?:

Professionelle Erfahrung im Umgang mit Forschungsmethoden und –techniken kann im Studium nicht gewonnen werden. Kreative Phantasie beim Methodeneinsatz an den Tag zu legen: auch dafür dürfte im Studium kaum Gelegenheit sein.¹⁷ Für den Erwerb des handwerklichen Rüstzeugs ist im Studium hingegen genau der richtige Platz. Diese Chance sollte man nutzen.

6. Fazit

Den hauptsächlichen Ergebnissen der vorangegangenen Diskussion kann eine trivial anmutende Feststellung vorangestellt werden:

Wissenschaftliches Wissen fällt nicht vom Himmel, sondern wird mit Hilfe bestimmter Methoden erarbeitet. Das bedeutet nichts anderes als Folgendes: Wissen (bzw. das, was wir als „Wissen“ bezeichnen) ist prinzipiell ein Kunstprodukt der Anwendung von Methoden. Dieser Sachverhalt hat weitreichende Konsequenzen:

1. Die Qualität unseres Wissens kann in einem allgemeinen Sinne niemals besser sein als die Qualität der Methoden, mit denen es erarbeitet worden ist.
2. Methodenwissen ist eine Grundvoraussetzung für die Kompetenz zur eigenständigen Erarbeitung von Wissen, welches wissenschaftlich anerkannten Qualitätsstandards Stand hält und auf diese Weise als zuverlässiges Fundament für eine rationale Gestaltung gesellschaftlicher Praxis in Anspruch genommen werden kann (→ Methodenwissen als instrumentelle Kompetenz).
3. Methodenwissen ist eine Grundvoraussetzung für die Fähigkeit zur eigenständigen-kritischen Beurteilung von (Forschungs-)Ergebnissen. Eine solche Kompetenz macht in gewisser Weise geistig frei, indem sie hilft, die Welt des gläubigen Vertrauens zu verlassen (→ Glaube an die Richtigkeit und Seriosität von Forschungsbefunden/Wissensinhalten, die aus Dritter Hand stammen) und in die Welt selbst bestimmter kritischer Rationalität überzuwechseln (→ „aufklärerisches Potenzial“ von Methodenwissen).¹⁸

16 Es ist meines Erachtens nicht verwunderlich, dass dieser Aspekt in besonderer Weise von den kommerziellen Markt- und Meinungsforschungsinstituten hervorgehoben wird: „Fragebogenentwicklung verlangt Spezialkenntnisse, wie man sie nur durch dauernde Beschäftigung mit Fragebogen – Entwurf und Test – gewinnt. [...]Erforderlich ist außerdem die Kenntnis der Interview-Situation, in der sich die Fragen bewähren sollen [...] Erforderlich ist auch die Kenntnis von Daten-Aufbereitung und –Analyse. Beim Aufstellen des Fragebogens müssen die technischen und geistigen Erfordernisse der späteren Verarbeitungsstufe vor Augen stehen.“ (Noelle-Neumann/Petersen 1998, S. 113)

17 Ganz abgesehen davon dürfte die Entwicklung kreativer Potenziale von professioneller Erfahrung im Forschungsfeld erheblich profitieren.

18 Kromrey ist ausdrücklich beizupflichten, wenn er feststellt, dass die Beschäftigung mit den Methoden der empirischen Sozialforschung „zu den selbstverständlichen Basiskenntnissen [gehört], die sich jede und jeder Studierende einer sozialwissenschaftlichen Disziplin anzueignen

4. Last not least bringt Methodenkompetenz für Absolventinnen und Absolventen sozialwissenschaftlicher Studiengänge nachweislich Pluspunkte beim Einstieg in die Berufswelt. Wie die Deutsche Gesellschaft für Soziologie kürzlich festgestellt hat, können „Soziologinnen und Soziologen, die im Bereich der ‚Methoden‘ optimal ausgebildet sind, [...] mit einer großen und (zumindest) stabilen Nachfrage bei potenziellen Arbeitgebern rechnen (Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Methodenausbildung, 2002).“¹⁹

Wenn wir alle diese Punkte zusammen nehmen, dann sollte klar sein, dass die Rede vom Methodenwissen als Schlüsselqualifikation weit mehr als ein Schlagwort ist: Sie ist eine unabwiesbare Tatsache von beachtlichem Gewicht, der man bei der Schwerpunktsetzung der eigenen Studienaktivitäten Rechnung tragen sollte.

Literatur:

- Allensbacher Archiv, IffD-Umfragen: 5109/I, Juni 1992: Die Deutschen beginnen sich zu fürchten. Eine demoskopische Bilanz nach Maastricht. Von Elisabeth Noelle-Neumann. In: FAZ, Nr. 143 vom 23. Juni 1992, S. 11 [Dokumentation 5109].
- Atteslander, Peter, 2006: Methoden der empirischen Sozialforschung. 11. Aufl., Berlin: Erich Schmidt.
- Badura, Bernhard, 1976: Prolegomena zu einer Soziologie der angewandten Sozialforschung. In: Badura, Bernhard (Hrsg.): Seminar: Angewandte Sozialforschung: Studien über Voraussetzungen und Bedingungen der Produktion, Diffusion und Verwertung sozialwissenschaftlichen Wissens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dickmann, Andreas, 1995: Empirische Sozialforschung: Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek: Rowohlt.
- Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Soziologie zur Methodenausbildung: http://www.soziologie.e/dokumente/empfehlung_methoden.pdf, Beschluss des Vorstandes vom 6.10.2002.
- Engel, Uwe, 2003: Methoden empirischer Sozialforschung in Forschung und Lehre. In: Orth, Barbara; Schwietring, Thomas; Weiß, Johannes (Hrsg.): Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich.
- Kromrey, Helmut, 2006: Empirische Sozialforschung : Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung. 11. Aufl., Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Kromrey, Helmut, 2007: Schlüsselqualifikationen von Soziologinnen und Soziologen. In: Breger, Wolfram; Böhmer, Sabrina (Hrsg.): Was werden mit Soziologie: Berufe für Soziologinnen und Soziologen – Das BDS-Berufshandbuch. Stuttgart: Lucius & Lucius. S. 3-10.
- Mayntz, Renate; Holm, Kurt; Hübner, Peter, 1978: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie. 5. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag.

hat, wenn sie bzw. er das gewählte Fach als Wissenschaft erleben und nicht lediglich als soziale Glaubenslehre konsumieren will“ (Kromrey 2006, S. 9).

- 19 Ein ähnliches Resümee zieht Engel (2003, S. 303 f.) auf der Grundlage von Untersuchungsergebnissen einer Befragung, in der es unter anderem um präferierte berufliche Einstellungskriterien ging.

- Noelle-Neumann, Elisabeth; Petersen, Thomas, 1998: Alle, nicht jeder: Einführung in die Methoden der Demoskopie. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag.
- Prim, Rolf; Tilmann, Heribert, 1997: Grundlagen einer kritisch-rationalen Sozialwissenschaft: Studienbuch zur Wissenschaftstheorie. 7. Aufl., Wiesbaden: Quelle & Meyer.
- Rölke, Peter, 2006: Methoden der empirischen Sozialforschung und programmgestützte Datenanalyse für Sozialwissenschaftler. http://www-public.tu-65gbs.de:8080/~proelke/infos/Skript_Empirie_%2006-07.pdf. Skript zur Lehrveranstaltung: Methoden der empirischen Sozialforschung und programmgestützte Datenanalyse für Sozialwissenschaftler vom WS 2006/2007.

Dr. Peter Rölke
Bienroder Weg 97,
38092 Braunschweig
Tel. (0531) 391-8905
Fax (0531) 391-8903
E-Mail: P.Roelke@tu-braunschweig.de

Dr. Peter Rölke war Akad. Direktor am Institut für Sozialwissenschaften der (ISW) Technischen Universität Braunschweig und befindet sich seit Oktober 2007 im Ruhestand. Sein Schwerpunkt in Forschung und Lehre ist insbesondere in den „Methoden der empirischen Sozialforschung“.